

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 11. November 1896.

Berliner Bureau: Berlin S.W., Fendlerstraße 8

Deutsches Reich.

In Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin fand gestern Mittag die Vereidigung der Nekruten...

Der deutsche Botschafter in Wien, Graf Crenberg, welcher sich nach Ablauf seines Lebens auf seinen Hofen zurückgezogen, wurde Sonntag Abend vom kaiserlichen Palais empfangen.

Zur Bismarckfeier. Es fiel bei der letzten, vor einigen Tagen von der Colonial-Gesellschaft, Abstellung Berlin, veranstalteten Festlichkeit auf das Angelegenheit auf, daß Herr v. Bismarck...

Die von freirechtlicher Seite im Reichstage letzten gehaltenen Interpellationen. Am Montag folgenden Vormittag...

Was werden uns mit Absichten von der Presse ab, die jetzt gegen Bismarck geschrieben wird...

Aber auch der Vorsitzende des Vereins, der Führer der ganzen Partei, Reichsgerichtsdirektor F. v. Zitelmann...

Reichsgerichtsdirektor wurde den Rednern zu Theil. Auch auf der Wanderausstellung der Deutschen Partei...

Ein landesrechtlicher Erlaß bestimmt als Farben der Provinz Posen die Farben Weiß-Schwarz-Weiß.

Die Mittheilungen verschiedener Blätter über deutsch-russische Verhandlungen. Die polnische Natur sind wir insofern begründet, als allerdings nachdem in Berlin eine deutsch-russische Kommission...

Ein Vertreter jener Partei, welche den Parlamentarismus in Deutschland einführen und den Monarchen zu einem mächtigen und einflussreichen Schattenkönig herabdrücken will...

ist es noch im Wesentlichen, kämpft, so bemerkt mit Recht die „Kreuzzeitung“, für die Erhaltung derjenigen breiten Berufswege, welche den Willen und die Kraft, für die Monarchen einzutreten, so oft betätigt und so aufrechtig befähigt haben...

Der Distriktskommissarius in Döhlenitz, Herr v. Carnap, hat jetzt der „Vol. Blg.“ zufolge, ebenfalls in Folge der bekannten Vorgänge die Entlassung aus dem Staatsdienste ohne Pension erbeten...

Der deutsche Botschafter in Lourenco Marques an der Delagoabaai Graf Marcus Pfeil ist auf einer Fahrt nach Brötoria Mitte Oktober von portugiesischen Eisenbahnbeamten und Politisten angegriffen und verunzelt worden.

Der Botschafter befand sich zusammen mit dem französischen Konsul auf dem Bahnhofsplatz des Komatiport an der Grenze von Transvaal und dem portugiesischen Gebiete, als er mit einem Male von hinten gepackt und zu Boden geworfen wurde...

Parlamentarisches.

Die von freirechtlicher Seite im Reichstage letzten gehaltenen Interpellationen. Am Montag folgenden Vormittag...

Türfei.

Neue Urkunden.

In der Umgebung von Gaezara sind erste Urkunden ausgebrochen. In Gaezara wurden mehrere hundert Urkunden massenhaft und deren Häufung geplündert. Die Urkunden dauern fort. In Aleppo herrscht große Hungersnot, weil die Weiden die Erhebung einer Kopfsteuer...

Deutscher Reichstag.

Zur Wiedereröffnung der Reichstagsverhandlungen hatten sich wenig über 100 Abgeordnete im Sitzungssaal eingefunden...

Es trat das Haus in die Tagesordnung, die zweite Beratung der Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz und zur Strafprozeßreform, ein. Die Linke fand die ersten Redner vor. Es handelte sich zunächst um einige sozialdemokratische Anträge...

Daruf wurde die Beratung über die Erweiterung der Zuständigkeit des Schöffengerichts bis zur Beratung der analogen Bestimmungen der Strafprozeßreform verlagert...

120. Sitzung am 10. November 2 Uhr. Präf. von Buol begrüßt die Mitglieder des Hauses, die hoffentlich äußern, dieselben möchten mit frischen Kräften in dieses Haus zurückgekehrt sein.

Engagement: Novelle zum Volksauswahlgesez, sowie Bundesratsgesetz über die Abänderungen der Strafprozeßreform...



Schuldig.

(Nachdruck verboten.)

9) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

„Können Sie gehorchen?“

„O ja, Sir.“

„Und ſchweigen?“

„Gewiß, Sir, darauf können Sie ſich verlaſſen. Mancher Herr hat mich ſchon zu kleinen Privatangelegenheiten benützt und war vollkommen zufrieden. Ich muß mich in Alles fügen, Sir, wie ſollte ich mich ſonſt fortbringen.“

„Ich merke, daß Sie intelligent ſind und das iſt ſehr viel,“ ſagte der Doktor mit Nachdruck, „welchen Lohn verlangen Sie?“

„So viel als Sie für gut finden, Sir, ich überlaſſe es Ihnen.“

„Gut, ich will Sie, Ihren Fähigkeiten entſprechend, bezahlen und bei Ihrer Intelligenz können Sie mir ſehr nützlich werden.“

Er ſprach mit Nachdruck, ohne den Blick von Thomas abzuwenden. Er wußte, daß Alles eine Lüge war, und faßte eine Abneigung gegen Thomas.

Dieſer las in den Augen ſeines neuen Herrn und war ſich deſſen klar, daß er ihn nicht als Aſſiſtente für ſein Laboratorium, ſondern zu einem anderen Zwecke in Dienſt nahm.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Doktor, indem er den Armſtuhl zurückſchob und ſich erhob.

„Peters, Sir, Sebastian Peters.“

Mit einer Bewegung des Hauptes hieß der Doktor ſeinen neuen Aſſiſtente ihm folgen und führte ihn in ein anstoßendes Gemach, das beſcheiden eingerichtet war.

„Dies hier iſt Ihr Zimmer,“ ſagte er. „Kommen Sie zurück ins Laboratorium, ich werde Ihnen verſchiedene Weiſungen geben und dann gehen Sie in die Küche, dort können Sie ſich stärken.“

„Ich muß ſehr vorſichtig zu Werke gehen,“ ſagte ſich Thomas, als er allein war. „Ich habe es mit einem ſehr ſchlauen Manne zu thun, wenn er den Zweck entdeckt, der mich in ſein Haus führte, ſo bin ich ſofort entlaſſen.“

Er beſchloß, gegen Kapitän Bromley vorläufig nicht vorzugehen und ſich vorerſt in die Gunſt ſeines Herrn zu ſetzen, um ſeine Stellung zu ſichern.

„Wenn ich nur wüßte, was er damit meinte, als er hervorhob, daß ich mich nützlich machen könne,“ dachte er.

Er ſollte es bald erfahren.

Sechſtes Kapitel.

Thomas Kraß gewann bald einen Einblick in die Verhältnisse im Hauſe des Dr. Norman, er erkannte, daß irgend etwas zwiſchen den Ehegatten lag, was ſich in ihrem gegenseitigen Verkehr verrieth und ihm dennoch nicht erklärlich war. Hier waltete ohne Zweifel ein Geheimniß ob.

Sie ſtritten nie miteinander, man ſah ſie aber auch nicht Freundlichkeiten tauſchen. Er ſah ſie vor ihr einen Widerwillen und ſie vor ihm die größte Angſt zu haben.

Wenn zwiſchen ihnen eine Unterredung über häusliche Angelegenheiten nothwendig war, ſo ſtellte ſie ihre Frage ängſtlich und zitternd, und er antwortete mit kalter Gleichgültigkeit kurz und bündig.

Er brachte den ganzen Tag im Laboratorium zu und verließ es nur, wenn er iſſen oder ſchlafen ging. Er hatte ſein Zimmer in dem einen Trakte, ſie das ihrige in dem andern.

Nie gingen ſie zuſammen aus. Gegen Kapitän Bromley benahm ſich der Doktor ſehr freundlich, doch ſchloß er in ſeine

Bemerkungen nie ſeine Frau ein und that, als exiſtirte ſie gar nicht.

Er theilte niemals die weit ausgebreiteten Spaziergänge ſeiner Frau und ihres Ziehbruders, und dennoch ſchien er ein geheimes Intereſſe an Edith zu nehmen, denn es entging ihm keine ihrer Bewegungen und keines ihrer Worte.

Thomas machte eine eigenthümliche Entdeckung: An einem der ſtets herabgelassenen Vorhänge des Laboratoriums bemerkte er ein Loch.

„Das iſt abſichtlich geſchehen,“ murmelte er, „dieſes Loch iſt von einer Cigarre ausgebrannt. Vor dieſem Loch ſteht der Doktor, wenn die Stimme ſeiner Frau und jene des Kapitän im Doſe erklingt. Von hier aus beobachtet er ſie; wenn ſie den Hof verlaſſen, ſo verläßt er das Laboratorium, doch immer nur, um ſie im Auge zu behalten.“

Kaum war das junge Paar ausgegangen, als der Doktor ſeinen Aſſiſtente mit irgend einem wichtigen Auftrage in den Wald ſandte.

„Sie können ſo lange ausbleiben, als es Ihnen beliebt,“ ſagte er bedeutungsvoll, „im Laboratorium iſt jezt nichts für Sie zu thun.“

„Aha,“ dachte Thomas, „Du biſt eiferſüchtig auf Deine Frau, Du haßeſt ſie, möchteſt ſie los werden, und ich ſoll Dir helfen, Beweiſe gegen ſie ſammeln. Du wiſtſt in mir ein williges Werkzeug finden.“

Er folgte denn auch dem Paare in angemessener Entfernung und war eifrig bemüht, ein ſtraßliches Verhältniß zwiſchen Beiden zu entdecken.

Er that es auch im eigenen Intereſſe.

„Wenn der Kapitän im Beſiße des Briefes iſt,“ dachte er, „ſo wird er alle Hebel in Bewegung ſetzen, um Miß Howard zu heirathen, ſofern ich aber ſein Verhältniß zu Mrs. Norman beweise, wird ſeine Heirath verſchoben, und ich gewinne mehr Zeit zur Erforſchung des Briefes.“

Er berichtete nach der Rückkehr von dieſen Ausflügen dem Doktor ausführlich, was er geſehen und gehört hatte. Daß er den Zweck ſeines Herrn errathen hatte, bewies ihm die verhältnißmäßig hohe Summe, die derſelbe ihm an Ende dieſer Woche als Gehalt einhändigte.

„Ich will Dir noch weitere Beweiſe bringen, daß Kapitän Bromley ein Böſewicht iſt,“ dachte Thomas.

Er hatte das junge Paar auf friſcher That ertappt. Er ſah, daß ſie ſich küßten, daß der Kapitän Edith umfangen hielt, daß ſie in jeder Bewegung der jungen Frau leidenschaftliche Liebe äußerte.

Nichtsdeſtoweniger fand ſich der Kapitän faſt jeden zweiten Tag bei Miß Howard ein. Mrs. Norman begleitete ihn niemals nach Faulcondale und ebenſowenig brachte er Miß Howard nach Beachamp Moat. Die Eine wußte nichts von ſeinen Beziehungen zu der Anderen.

Doch ſo viel war gewiß, daß er mit Edith ſehr zärtlich war und andererseits als aufmerkſamster Anbeter der jungen Schönheit in Faulcondale galt.

Thomas, der durch Eliza davon erfuhr, ſah die Zeit zum Handeln gekommen. Die in Ausſicht ſiehende Verlobung mit Miß Howard durfte nicht ſtattfinden.

„Hat der Kapitän den Brief geſtohlen, ſo liegt derſelbe unter ſeinen Sachen verwahrt, und nun gilt es, dieſe zu durchſuchen,“ ſagte ſich Thomas.

Eines Nachmittags, als der Kapitän und Edith zu Beſuche bei ? . Bullen weilten, ſagte Thomas, dieſe Gelegenheit benutzend, in beſcheidenem Tone zu ſeinem Herrn:

„Der Fenſterhaken im Zimmer des Kapitän hängt loſe herunter, Sir, wenn ein Wind ſich erhebt, fällt das Fenſter zu und die Scheiben gehen in Trümmer.“

„Können Sie ihn richten?“ fragte der Doktor, ohne von seinem Buche aufzublicken.
„O ja, Sir, mit Hilfe von Hammer und Nagel gewiß, Sir.“

„So thun Sie es, halten Sie sich aber nicht lange auf, denn ich möchte Sie nach Ripley um Sprowetten schicken.“
„Zu dienen, Sir,“ erwiderte Thomas und eilte mit Hammer und Nagel in Kapitän Bromley's Zimmer.

Als Erstes fiel ihm auf, daß der Schlüssel an der Thür fehlte und durch einen Riegel ersetzt war; das machte ihn mißmuthig. Schlösser vermochte er geschickt zu öffnen, aber ein Riegel konnte von außen nicht zurückgeschoben werden.

Während er die Reparatur vornahm, musterte er das Innere des Gemaches.

Welche Stelle konnte ihm am besten zum Versteck dienen? Denn daß er im Zimmer sein mußte, bevor der Kapitän sich zur Ruhe zurückzog, war klar.

Die Einrichtung bestand aus einem Bett, einem Waschtisch, Toiletentisch und einigen Sesseln.

Zwischen dem Toiletentisch und der Wand lagen eine Reisetasche und ein Kessel.

Zuerst wählte Thomas das Bett als den geeignetsten Platz zu einem Versteck, dann aber verwarf er diesen Gedanken.

„Das ist für Weiber und Feiglinge,“ murmelte er.

Er ließ den Blick suchend umherschweifen, während er in seiner Arbeit fortfuhr, kein Kasten, kein Schrank war zu sehen. Sein Auge blieb auf dem Toiletentisch haften. Er war von einem Mouffelinvorhang umgeben, der leere Raum dazwischen war nur klein, aber für Jemanden, der sich zum Akrobaten ausgebildet hatte, groß genug.

Nachdem er seine Arbeit beendet hatte, schlüpfte er hinter den Vorhang. In kauerner Stellung war es ihm möglich, unentdeckt zu bleiben.

„Niemandem wird es einfallen, mich hinter dem Toiletentisch zu suchen,“ murmelte er.

Er machte einen dreieckigen Riß in den Stoff, um sich einen Ausblick zu ermöglichen, dann kroch er hervor, richtete den Vorhang, raffte die Werkzeuge zusammen und besaßte sich, um nicht Dr. Norman's Verdacht zu erwecken, in das Laboratorium zurückzugehen.

Fünf Minuten darauf war er mit einer halben Krone in der Tasche auf dem Wege nach Ripley.

Ermüdet kehrte er von dem weiten Marsche zurück, mit dem Entschlusse, den Versuch noch in derselben Nacht auszuführen.

Um neun Uhr Abends verließ Dr. Norman das Laboratorium und gestattete Thomas, sich zur Ruhe zu begeben.

Dem Anscheine nach befolgte derselbe diese Weisung, in der That aber schlich er schon nach einer Viertelstunde durch das Laboratorium und die übrigen Räume, sich vorsichtig auf den Fußspitzen fortbewegend, nach dem Zimmer des Kapitäns.

Hier athmete er auf, er fühlte sich sicher.

Er suchte sein Versteck auf, im selben Augenblick trat Martha ein, um das Nachtlager zu bereiten.

Thomas beobachtete sie durch den Riß im Vorhang und sah, wie sie nach gethauer Arbeit einen Blick durchs Zimmer warf, um sich zu überzeugen, ob Alles in Ordnung sei, dann entfernte sie sich.

Gegen Mitternacht wurden im unteren Stockwerk Stimmen hörbar und nahende Schritte warnten ihn, auf der Hut zu sein.

Sein Herz pochte ihm bis an den Hals, da öffnete sich die Thür und ein Strom von Licht ergoß sich in das dunkle Zimmer.

Der einzige Gedanke beherrschte ihn jetzt, sich durch den feuchenden Athem nicht zu verrathen.

Indeß hörte er den Kapitän mit Schlüsseln hantiren und ein Blick durch den Riß im Vorhang zeigte ihm, daß Bromley die Reisetasche geöffnet hatte und etwas darin suchte. Dann schloß er wieder die Tasche mit dem Schlüssel, ließ erriere auf den Boden gleiten und schob den Schlüssel in die Tasche.

Dann schritt Bromley im Zimmer einigemale auf und nieder, legte die Uhr unter sein Kissen, warf seine Kleider ab und legte sich zu Bette.

Nach einer Weile hörte man seine ruhigen, regelmäßigen Athemzüge.

Thomas schlich sich behutsam aus seinem Versteck hervor. Es schlug Mitternacht.

Im Zimmer herrschte ein leiser Dämmererschein, so daß Alles dem Blick bloßgestellt war.

Er tappte an der Wand entlang, schob den Riegel zurück und machte die Thür weit auf.

Um zu den Kleidern des Kapitäns zu gelangen, mußte er an dessen Bett vorbei; er kroch auf Händen und Füßen dahin.

Und nun begann seine Arbeit, jetzt hing Alles von seiner Geschicklichkeit und — vom Glücke ab.

Er durchsuchte die Kleider des Schlafenden. Der unbedeutendste Umstand konnte den Kapitän wecken; ein fallender Bleistift oder eine rollende Geldmünze, und er wäre verloren.

Er zog jeden Gegenstand einzeln aus der Tasche und legte ihn auf den Boden, dann lauschte er auf die Athemzüge des Kapitäns.

War es die besonders helle Nacht oder die Aufregung, welche auf seine Sehnerven so intensiv einwirkten, daß er Alles genau sah und sogar die verschiedenen Arten der Schriftstücke unterscheiden konnte, die er aus den Taschen zog?

Es waren Briefe und andere Papiere, das Gesuchte war jedoch nicht dabei, und Thomas legte Alles in derselben Ordnung wieder zurück.

Dann untersuchte er die Kleider zwischen dem Stoff und dem Futter; er fand nichts.

„Das ist bloße Vorsicht,“ dachte er, „und besetzt mich in dem Glauben, daß der Kapitän ein Dieb ist. Er hat das Schriftstück sicher verwahrt.“

Die Küchenuhr schlug die dritte Stunde, als er seine Untersuchungen beendet hatte. Vorsichtig legte er die Kleider wieder auf ihren Platz zurück.

Der Kapitän hatte sich noch nicht geregt, aber der Tag brach an, es wurde heller, und die Gefahr, in der Thomas schwebte, wuchs.

Nathlos blickte er im Zimmer umher, er konnte den Gedanken nicht aufgeben, ein Resultat zu erreichen. Unverrichteter Weise mochte er nicht abziehen, da fiel sein suchender Blick auf die Tasche, die der Kapitän vor dem Schlafengehen geöffnet hatte, und er beschloß, den letzten Versuch zu machen, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Die Tasche lag am anderen Ende des Gemaches zwischen Bett und Fenster. Rasch entschlossen und doch mit Anwendung der äußersten Vorsicht setzte er sich in den Besitz des Schlüsselbundes und kroch an dem Bett vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Von meinem Fenster aus.

Trotzdem ich in einer großen, verkehrreichen Stadt wohne vermag ich doch, fern dem überlauten Straßenlärm, mich einer schier idyllischen Ruhe zu erfreuen und von meinem Fenster aus mich an dem Wundervollen der Natur zu ergötzen, welche mit den wechselnden Jahreszeiten Neues und schier Schöneres stets dem staunendem Auge darbietet. Mein Häuschen steht in einem entlegenen Viertel; große, von einer mächtigen Wiese begrenzte Gärten schließen sich an die Hinterfront der Straßenreihe an. Noch ist die Poesie dieses Stilllebens nicht der Prosa des Nüchternheits-Prinzips zum Opfer gefallen.

In stolzer Majestät ragen alte, kräftige Bäume gen Himmel empor und schütteln die knorrigen Äste, durch welche laufend der Frühlingssturm hindurchfährt. Er weckt sie machtvoll auf aus langem Winterschlaf und schüttelt ab von ihnen das letzte verdorrte Blattwerk und morsches Gezweig, auf daß neues Leben Raum gewinne. Das niedrige Gesträuch hat sich schon mit dem ersten zartesten Grün geschmückt, und Crocus, Hyacinthen und Tulpen, der schützenden Decke entlastet, blicken in ihrer blendenden Farbenpracht hochmüthig auf Schneeglockchen und Veilchen, die, ihrer holden Anmuth unbewußt, scheu vor dem feurigen Grube der Frühlingssonne sich zu bergen streben.

Aber nicht nur Bäume und Sträucher und Blumen nicken mir Lenzgrüße in's Fenster, auch in wohlklingenden Tönen klingt das Morgenlied der Erde an mein Ohr; denn dieses kleine, wonnige Stüchlein Welt ist auch ein Vogel-Paradies. Leider fehlt ihm sogar die „Schlange“ nicht, die in Gestalt raubgieriger Raben die Freude oft in bitteres Leid wandelt. Brächte dieses Mordgesindel nicht hin und wieder einen Misthon in die Harmonie ihres Daseins, den Vögeln wäre hier ein idyllisches Dasein gesichert und ungestört könnten sie alle Reize ihrer mannig-

fachen Art entfallen. Laut ausschmetternd kündigt der Fink seine Nähe; in stahlblauem Glanz schimmert das zierliche Köpchen, lebhaftes Rothbraun deckt Kehle und Brust und hell heben sich die weißen Spiegel von den dunkeln Schwingen und dem grünbraunen Oberkörper ab. Wie ein köstlicher Edelstein schimmert der stolze Vogel im Sonnenschein.

In wiegendem Fluge flattert Blaumeisen von Strauch zu Strauch, bald lieft es von einem leise im Winde schwanfenden Ast ein Würmchen ab, bald sucht es im Nasen nach seinen Moosen und Flechten, die es, fröhlich zirpend, dem kleinen, von vorjöglichen Menschen ihm zur Wohnstätte bereiteten Nistkästchen zurägt. Ein Rothschwänzchen-Paar sammelt mit eifrigem Behagen die weichen Federn, welche Tauben im Fluge verloren. Mit melodischen Lockrufen zwingt der Kleiber sein Weibchen nach dem alten Kufbaum hin, dessen zahlreiche Ritze und Nistlöcher ein prächtiges Heim abgeben.

Der Grünfink zeigt, daß man auch in Gelb und Grün sich geschmackvoll kleiden kann, hurtig huscht die Amstel durch die Büsche hin. Leichtes Dämmern liegt über die Gärten hin ausgebreitet, da schon ihr fleißiger Sang ertönt. Ihm folgt des Staars etwas heiseres Pfeifen; der arme Junge scheint am chronischen Katarrh zu leiden; sein häufiger Aushalt im warmen Süden verweichlichte ihn wohl etwas, so daß er an die rauhere Bitterung hier nicht mehr recht gewöhnt ist. Als Dritter läßt der Fink sein hell schmetterndes Lied erklingen, und schließlich kommt das Bürchlein Spatz mit seinem tschiep, tschiep, tschab dazwischen — so leitet das Solo-Quartett den Morgen- gesang für gemischten Chor ein, der das Menschenherz mit Freude füllt.

Und wie sie die erste am Plake des Morgens ist, so ist die Amstel auch Abends die letzte. In rothglühender Pracht versinkt die Sonne im fernen Westen, zart-bläulicher Duft steigt auf aus der würzigen Erde, stiller Abendfriede deckt rings die Welt, nur hin und wieder noch huscht ein Rothschwänzchen durch die Zweige, schießt eine Schwalbe in Zickzack-Linien durch den klaren Aether. Da erklingt von der höchsten Spitze der schleierartig ihre Zweige ausbreitenden Birke das Abendlied der gelbgeknabelten Amstel. In wechselreicher Folge reißt sie Ton an Ton, lockt zum Wett- gesang den fernern Genossen und blickt stolz aufgerichtet weit in die Lande, wenn ihr Lied besonders schön gelang. Mit tiefem Dumfel ertt sucht sie den schützenden Strauch auf.

Die Nacht bricht herein. Des Tages Wirken ist beendet, der Mensch ersehnt die Ruhe, die zwiefach wohlthut nach erflullter Pflicht. Noch einen Blick hinauf zum sternbesäeten Firmament, auf Baum und Strauch, die, vom Mondlichte unflößen, in neuer zauberischer Schönheit erscheinen, kein lauter Ton mehr stört den Frieden der Nacht. Da horch! was klingt vom seitwärts gelegenen Parke her, der nach dem Flusse zu dieses Eden abfließt? Bald heller Jubelklang, bald ein schmerzhaftes Aufschludzen, dann wieder schmelzende Flötentöne, die Nachtigall ist's, die der stillen Nacht ihr Sehnen vertraut — die Sangeskönigin, deren Zauberlied den schönen Tag, so reich an reinen Freuden, weisevoll abschließt.

Die Monde wechselten, der Frühling zog von dannen, und der Sommer beginnt seine Nacht auszuüben. Den berückenden Schmelz der ersten Jugend, den lieblichen Reiz zart hingehauchter Farben hat die Erde eingebüßt — jetzt prangt sie in üppiger, reiferer Schönheit. Alle die duffigen, verheißungreichen Gaben, die der Lenz ihr huldigend zu Füßen gelegt, sind in der heißen Sommer Sonne zu köstlicher Erfüllung gelangt.

In diesen gesättigten Farben prangt das Blattarün der Obstbäume und Sträucher, und leuchtend hebt sich von diesem dunklen Hintergrunde das Purpurroth der Kirche, die wie Honigtropfen goldig glänzende oder rubinfarbene, im Sonnenlichte wie Feuer erglühende Johannisbeere ab. Weit hinaus streckt der alte Kufbaum seine nervigen Arme, an denen viele Hunderte von hellgrünen, länglichen Kugeln im Winde leise schaukeln. Die hellstämmigen Platanen schmückten sich in verschwenderischer Weise mit zierlich gesacktem Blätterwerk, und die majestätischen Ulmen recken die Häupter so hoch, als wüßten sie nichts von dem Worte, daß ihresgleichen nicht in den Himmel wachse. Der Sonnenhöhe drängt Alles entgegen, und geht das nicht aus eigener Kraft, dann findet sich sicher irgend eine Stütze, an der fest emporgekoben und geklettert wird. Der Weisenstrauch mit seiner pugigen Blüthe hat die altersschwache Laube gänzlich umgarnt und strebt nun danach, die ehrwürdige Kastanie mit ihren langen Armen zu umfassen. Auch der Weinstock wuchert lustig darauf los und glaubt Wunder, was er leistet, wenn er im Ueberfluß Blätter und Ranken treibt — bis eines schönen

Tages ihn die scharfe Schere des Gärtners eines Besseren belehrt.

Auf diesem vielfach schattirten, grünen Untergrunde erglänzt farbenfroher noch die leuchtende Schönheit der Sommerblumen. Freundlich nicken die zierlichen Glöckchen der Fuchsia hinüber zu der reizvoll gezeichneten Campanula. Die buntschimmernde Levkoe wetteifert an würzigem Duft mit der gluthvollen Nelke; hoch versteckt in maifellem Grün lugt die flammenfarbige Kreise hervor, und Stiefmütterchen blickt voll scheuer Bewunderung zur Königin empor, die sie und die Schwestern alle, echt königlich, in jedem Reize noch übertrifft: an Schönheit des Duftes, der Form und der Farbe. Seit Jahrhunderten schon behauptet sie ihre Herrschaft, die Königin Rose, und siegreich überwindet sie dann stets die Mode-Laune der den Wechsel liebenden Menschheit.

Auch das gefiederte Völkchen der Sangesbrüder zeigt jetzt ein anderes Aussehen, als im Frühling. Das Spatzchen ist um eine große Anzahl vermehrt, und der jugendlich übermüthige Nachwuchs stellt sich vor im sauberen, lichten Kleide, sodas man in dieser schmuckten Toilette kaum den Aermelstfreund wieder- erkennt. Auch Vater Spatz betrachtet still vergiechend das eigene, schmiegere Gewand mit dem der Nachkommenschaft. Verstohlen winkt er seiner besseren, aber nicht sauberen Hälfte, denn sie ist durch das langwierige Brutgeschäft noch ganz besonders „camponirt“, geht mit ihr nach dem nächsten Sandhaufen und reißt sich dort tüchtig ab, sie bedeutend, daselbe zu thun. Wohl folgt sie willig seinem Beispiele, aber das Vergebliche ihres Thuns einsehend, spricht sie endlich: „Ach Alter, bei uns helfen keine Sand-Abreibungen mehr. Und schließlich, was thuts auch? Wir sind in Ehren rüstig geworden, mögen unsere Kleinen einmal daselbe von sich sagen können; denn die, das kannst du mir glauben, sehen in vier Wochen ebenso aus — dafür sind wir eben Großstädter.“

Weislein dagegen philosophirt gar nicht über den Ruß auf seinem blauen Gewande. In heller Glückseligkeit genießt es mit vollen Zügen, was das Dasein ihm und seinen drolligen Kleinen bietet. Dort schaukelt es sich, Kopf unten, am schwanken Rosenzweig, dann nimmt es ein Bad in dem ihm zur Verfügung gestellten Becken, und daß es appetitreichend gewirkt, beweist gleich danach sein eifriges Wicken an Stamm und Aesten der Bäume, die zum „Tischlein deck dich“ die Natur bietet. Auch Rothschwänzchen ist ein gar munterer Gefelle: in der hellstrahlenden Sommer Sonne glänzt sein blitzschnell auf und nieder wippendes Schwänzchen wie eine züngelnde Flamme. Die Nachkommenschaft ist prächtig gerathen und auch glücklich vor der Kage List und Wordinger bewahrt geblieben. Welch' ein reizendes Bild dort auf dem Johannisbeerstrauch: da sitzt ein Gartenrothschwänzchen mit seinen glänzenden Wangen, darum herum drei seiner Sprößlinge, die nach Nahrung schreien, und eine Beere nach der andern schiebt ihnen der sorgsame Papa in die weit geöffneten Schnäbel.

Auch Meister Staar schwört darauf, daß der Kirschbaum dort im Nachbargarten ihm gehöre. Der Nachbar sucht ihm seinen Irrthum zu nehmen und legt sich mit dem Lustrohr auf die Lauer. Doch Staarnaz lacht spöttlich und spricht: „He Fremdchen, du schießest wohl mit Freikugeln, von denen jedte affen und die siebente nicht trifft?“ Sogar der Birol, der Gold- onkel, läßt sich jetzt hier sehen und hält am Kirschbaum Gemein- schaft mit Spatz und Amstel, über deren schlichtes Kleid er doch sonst, stolz auf das eigene Brunkgewand, so gerne spöttelt. Das Amstelherrchen ist jetzt ziemlich stumm; die Sorgen des Haus- standes lasten schwer auf ihm. Dafür lauscht er um so emtger, auf das herrliche Lied des Blattmönches, des schwarzköpfigen Grasnückchens, das in weit ausgezogenen Tönen dem Schöpfer all' der ihn umgebenden Herrlichkeiten sein Danklied erschallen läßt. Hin und wieder auch, besonders gegen Abend zu, ertönt ein Vogelgesang, der völlig fremd anmuthet und dessen Urheber lange unentdeckt blieb, bis endlich uns des Räthfels Lösung wurde: wir erblickten einen herrlichen, rothen Vogel, einen Kardinal, der, aus heißerer Zone hierhergeführt, Gelegenheit ge- funden hatte, aus vielleicht zu engem Käfig zu entfliehen, und nun der neuen Freiheit jubelnd genießt. Doch, armer Vogel, wenige Wochen noch, und in rauhen Stürmen und kalten Regengüssen wird dein Freiheitsdrang dir zum Verderber werden!

Und kürzer werden die Tage, rauher und kühler die Abende Schneidende Winde peitschen das Laub, daß es seines saftigen Grüns beraubt in trockenem Roth und Gelb und Braun erglänzt: das letzte farbenprächtige Gewand, in das die Natur sich hüllt, ehe sie sich zur Ruhe begiebt, um einen langen Schlaf zu thun.

Alles
urück
musfte
füßen
seiner
bedeu-
Blei-
legte
e des
welche
genau
unter-
war
nung
dem
ich in
chrift
Inter-
wieder
brach
webte,
n Ge-
teter-
ck auf
hatte,
einem
nischen
ndung
klüßel-
wohne-
einer
er aus
he mit
s stets
einem
grenzte
je an.
Nüz-
nimmel
nd der
uf aus
s letzte
neues
y schon
procus,
blicken
Schnee-
empuht,
bergen
nicken
klingt
kleine,
Leider
zieriger
dieses
in die
llisches
mannig-



Im ihren Schlummer nicht zu stören, lassen auch die Vögel in ihr Lied allmählich verhallen, und viele von ihnen, die sich nicht stark genug fühlen, dem drohenden Froste, der nahenden Noth siegreich zu widerstehen, ziehen fort in ferne Lande, wo ewiger Frühling den Ueberfluszeugt. Da sammeln sich Tag für Tag auf dem schon halbentblätterten und seiner Früchte beraubten Nußbaum die Schwalben, halten Rath über den einzuschlagenden Weg, probiren die eigene Flugkraft und suchen die der Ungeschickten und Schwachen durch unermüdeliches Beispiel zu stärken. Züge von Staaeren ziehen Tag aus, Tag ein über den Garten hinweg, begleitet von dem zürnenden Geschrei der noch zögernden Schwalben, bis auch sie plötzlich verschwunden sind. Dann, eines Morgens sehe ich von meinem Fenster aus den für seinen Leichtsinns hart bestraften Kardinal im Garten auf der Erde hocken, kaum erkennbar neben dem röthlich schimmernden Laub, in das er sich hineingewühlt hat. Schnell eile ich hinunter, greife nach ihm und er, halb erlarrt und ganz entmutigt, läßt Alles mit sich geschehen. Im warmen Zimmer, bei kräftiger Kost erholt er sich dann allmählich wieder, wird wild und ungebändig, wenn man ihm nahe kommt, stößt oftmals in blinder Angst mit dem Kopfe gegen die Stäbe seines Bauers, er ist augenscheinlich nicht durch Schaden klug geworden — aber sein melodisches Pfeifen läßt er trotzdem erschallen und zaubert mir den Frühling in's Zimmer.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Weshalb die Türkei „der kranke Mann“ genannt wird, dürfte nicht überall bekannt sein. Diese Redensart erklärt sich aber so: Während des Türkenkrieges in den Jahren 1683 und 1684 dichtete ein Hohenberg zu Baumburg ein Lied „Der Türke ist krank“, und ein zweites, „Sultans Krankheit“ betitelt, in welchem der Sultan über seine Krankheit klagt, über die ihm von zehn Ärzten Aufklärung erteilt wird. Mit Bezug hierauf schrieb kurze Zeit nachher Sir Thomas Knox, Botschafter Jacob's II. in Konstantinopel, daß das Osmanenreich dem Körper eines alten Mannes gleiche, der, mit Krankheit bedeckt, den Anschein eines alten Mannes annehme, obwohl sein Ende nahe sei. In Montesquieus „Persischen Briefen“ wird dann ebenfalls dieser Vergleich angewendet, und Voltaire schrieb in ähnlicher Weise an die Kaiserin Katharina, daß er „ein sehr ungeduldiger Kranker sei, daß die Türken aber noch weit kränker seien.“ So wurde denn nach und nach die Bezeichnung der Türkei als „kranke Mann“ gebräuchlich. Von Interesse ist noch ein zwischen dem Kaiser Nikolaus I. und dem englischen Gesandten in Petersburg Sir George Hamilton Seymour in den Monaten Januar bis April 1853 geführter Schriftwechsel, in welchem der Kaiser der Worte als eines an Altersschwäche leidenden Kranken erwähnt, der plötzlich unter den Händen sterben könnte. Seymour hatte über das Gespräch nach London an Lord Russell berichtet. Auf des Letzteren Mittheilung, die Auflösung des Patienten würde doch vielleicht noch länger, vielleicht noch 100 Jahre dauern, sagte der Kaiser zum Gesandten: „Ich wiederhole Ihnen, daß der Kranke im Sterben liegt.“

Elektrischer Aufzug auf den Mont Blanc. Nachdem das Projekt der elektrischen Eisenbahn auf die Spitze der Jungfrau seiner Verwirklichung nahegebracht ist, haben die ewig ruhelosen Ingenieure schon wieder ein neues, noch viel schwierigeres Problem aufgestellt, nämlich das eines elektrischen Aufzuges auf den höchsten europäischen Berg, auf den Mont Blanc. Ein französischer Bergingenieur will einen horizontalen Tunnel in diesen Berg bohren, und von seinem Endpunkt soll bis zum Gipfel des Avenries ein elektrischer Aufzug in einem senkrechten Schacht von 24 Kilometer Länge — also fast ein Drittel deutsche Meile — hinaufführen. Die Zeit der Aufsahrt soll 30 Minuten betragen. Der für die Jungfrauabahn angenommene Plan hat gegen den für den Mont Blanc in Vorschlag gebrachten den großen Vortheil, daß jene Bahn, außen auf dem Jungfrauberge ansteigend, während der Aufsahrt selbst eins der interessantesten Panoramen bieten wird, während der projektierte Mont Blanc-Aufzug, in einem steilen Tunnel gelegen, absolut keine Aussicht gewährt, bis der Gipfel erreicht ist. Aber da der Gipfel des Mont Blanc auf mehrere Kilometer Ausdehnung nur aus einer leicht beweglichen Schnee- und Gletschermaße besteht, auf welcher kein dauernder Bau errichtet werden kann, so erscheint es, wenn man überhaupt eine Bahn auf diesen Gipfel errichten will, unmöglich, dieselbe anders als in Gestalt eines im Berge selbst eingelagerten Aufzuges auszuführen.

Eine romantische Trauung fand in der kleinen Kirche eines Vorortes der Hafenstadt Hastings (England) statt. Hier wurde der reiche, 77jährige Lord Epseden mit der jungen, schönen Miß Julia Kate Emery, die heute im 18. Lebensjahre steht, getraut. Die Miß gehört einer der einfachsten Familien von Hastings an und war bis vor Kurzem noch Ladenrädchen in einem Magazin der Stadt. Hier hatte Lord Epseden die junge Dame kennen gelernt und, da er großes Gefallen an ihr fand, sie bald heroen, ihre Stellung zu verlassen und als Sekretärin bei ihm selbst einzutreten. Miß Kate Emery nahm

denn auch gern das Amt bei dem vornehmen Herrn an, dieser aber faste nach kurzer Zeit eine so tiefe Reizung für die junge Dame, daß er bei deren Eltern um ihre Hand anhielt. — Lord Epseden war bereits einmal vermählt. Sein ältester Sohn, der Heverend Courtenay Vernon Fitzwilliam, ist gerade 32 Jahre älter als seine Stiefmutter.

Wo bleibt der D-Naga-Niwatori oder langschwweifige Rhönig-Hahn, den der japanische Generalmajor Seiki Terauchi, wie vor drei Monaten gemeldet wurde, im Namen einiger hoher japanischer Offiziere dem vorigen Kriegsminister General Bronsart von Schellendorff als Geschenk überreichen sollte? Diese Frage muß jetzt erhoben werden, schreibt die „Kreuztg.“, da der Generalmajor Terauchi dieser Tage aus Paris hier eingetroffen und am Donnerstag nach Petersburg weitergereist ist. Der D-Naga-Niwatori befindet sich schon seit vorigem Monat in Berlin, aber er sieht jetzt fast wie ein gewöhnlicher Haushahn aus, ohne den langen Schweif. Dennoch war die ursprüngliche Meldung richtig. Auch der Schweif ist seit derselben Zeit in Berlin und soll die erstaunliche Länge von 18 japanischen Schaku haben, aber er hat von seinem Träger abgetrennt werden müssen. Trotz sorgfältiger Pflege seitens des Generals ist nämlich die Henne schon bald nach Beginn der Seereise vor Singapore eingegangen und der Hahn erkrankte und verlor bereits vor Marseille einige lange Schwanzfedern. Auf französischem Boden mußte man sich entschließen, den ganzen Schweif abzunehmen, um dem Thier das Leben zu retten. Der Hahn wurde darauf nach Deutschland gelandt und auch der Schweif besonders verpackt mitgeschickt. Die Veranlassung zu dem eigenartigen Geschenk bildete ein Gespräch, das der frühere Kriegsminister vor längerer Zeit über den D-Naga-Niwatori führte. General Bronsart von Schellendorff äußerte dabei nur, daß er gern einmal einen solchen Vogel sehen möchte und dadurch kamen die japanischen Offiziere auf den Gedanken, ihm ein besonders prächtiges Exemplar dieser Thiergattung zu übersenden. Leider ist das schöne Thier nicht in einem solchen Zustande hier angelangt, wie es seine Geber gewünscht hatten.

Vom Büchertisch.

— Das Novemberheft von Westermanns **Illustrirten Deutschen Monatsheften**, von hervorragender Reichhaltigkeit durch seinen literarischen Inhalt und seine Fülle von vorzüglichen Illustrationen, bringt die Fortsetzung des dramatisch spannenden Romans von Sophie Jungbans „Kore Jan“. Die Dichtung gehört ohne Zweifel zu den reifsten und vollendetsten Schöpfungen der gefeierten Erzählerin. Wilhelm Jensen's „Luv und Lee“ wirkt besonders durch seine großartigen Naturschilderungen und zeigt die bekannten Vorzüge des Verfassers in neuer Beleuchtung. Von den kunsthistorischen Aufsätzen wird Cornelius Gurllits Essay „Die Anfänge der englischen Landschaftsmalerei“ zu Ende geführt. Acht charakteristische Abbildungen sind der fesselnden Studie beigegeben. Von der geistvollen Abhandlung Oskar Wies über „Michelangelo“ bringt das Heft die Schlussabtheilung. Unter den schönsten Illustrationen wird der Leser keines der Hauptwerke des großen Florentiners vermissen. Als besonders künstlerisch gelungen haben wir die Wiedergabe von Michelangelos Kolossalbild „Das jüngste Gericht“ hervor. Zu den Ainos, den Ureinwohnern Japans, führt uns Adolf Fischer in seiner ethnographischen Studie „Auf Yezo“. Die zwölf Abbildungen sind nach Originalzeichnungen eines deutschen Malers hergestellt. Hans Blum führt seinen Aufsatz „Die Präsidenten des deutschen Reichstags“ zu Ende. Er giebt in seinen Erinnerungen und Skizzen manches Neue und Unbekannte. Die sieben Porträts sind nach den besten photographischen Vorlagen wiedergegeben. Einen tief empfundenen, der wissenschaftlichen Größe und politischen Bedeutung vollauf gerecht werdenden Nachruf widmet Georg Stamper dem jüngst verstorbenen Historiker „Heinrich von Treitschke“. Literarische Notizen und Besprechungen bilden wie gewöhnlich den Schluß des Heftes.

— Ein ideales Wahlgesetz. Der Parlamentarismus habe sich überlebt, wird von manchen Seiten behauptet, und dieselben Vorwürfe, mit denen man einstens den Absolutismus überhäuft, werden heute gegen das Parlament gerichtet. Diese Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Verfassung äußert sich in verschiedenen Staaten verschieden; überab aber ist die Bewegung in erster Linie gegen den Mechanismus gerichtet, mittelst welchem die gewählte Kammer in's Leben gerufen wird. In Anbetracht des sich täglich äuernden Bedürfnisses, die bestehenden Wahlgesetze verschiedener Staaten zu verbessern, verdient der Versuch eines unbekanntes, sich als „Optimisten“ bezeichnenden Verfassers, diese Frage, unter Loslösung von allen lokalen Interessen, vom Standpunkt der gefunden Vernunft allgemein menschlich zu beleuchten, allgemeine Beachtung. Das Novemberheft von „Nord und Süd“ (Breslau, Schlefische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer) enthält folgende Beiträge: „Der Andere.“ Schauspiel von Paul Lindau; „F. G. Fischer.“ Eine Studie. Von Ludwig Jacobski; „Ein ideales Wahlgesetz.“ „Neufchätel unter der preußischen Herrschaft“ (Schluß). Von A. Noakka von Bieberstein; „Sinnestäufungen.“ Von Friedrich Begmüller; Gedichte von Otto Julius Bierbaum; „Frau Sophie Plüner.“ Novelle von Karl Jaenike (Schluß); Illustrirte Bibliographie. — Das Heft ist mit dem von Johann Lindner meisterlich radirten Porträt F. G. Fischers, der am 25. Okt. seinen 80. Geburtstag gefeiert, geschmückt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.